

(Nachdruck verboten.)

40)

Andreas Vöft.

Bauerroman von Ludwig Thoma.

Herr Doktor Späth schüttelte unwillig den Kopf. „Mein lieber Mann,“ sagte er, „was Sie mir erzählen, gefällt mir nicht. Aber was soll ich dabei tun?“

„Sie müßten befehl'n, daß der Zettel ausg'liefern werd'. Der muß öffentli, vor alle Leut' z'rissen wer'n.“

„Das kann ich nicht befehlen.“

„Sie san do der Borg'seste von infern Pfarrer?“

„In gewisser Beziehung steht er unter dem Ordinariat. Aber nicht so, wie Sie das meinen.“

„Ja, dö's könnt's do ös net zualassen, daß an offenbare Verleumdung im Kirchenbuaß d'rin bleibt? Da seid's ös allejamt schuldig!“

„Wir wollen uns jetzt nicht aufregen. Im Kirchenbuaß steht so etwas nie.“

„Er hat den Zettel ins Kirchenbuaß einig'legt. So was derst's ös do it zualassen!“

„Erstens: Ich kann dem Pfarrer von Erlbach nicht anschaffen, wohin er seine Papiere legen soll, und zweitens: Niemand kann ihm befehlen, daß er einen Zettel ausliefert, den er nicht unrechtmäßig erworben hat. Das müssen Sie doch einsehen.“

„Na, dö's siech i net ei'. Mi derfen do aa koa falsche Urkund' net ei'trag'n. A Burgermoasta, der so was tuat, werd' ei'g'sperrt. Für de Pfarrer werd's do aa'r a G'ies geb'n?“

„Wir verstehen uns nicht. Hören Sie mich ruhig an! Eine Urkunde ist diese Schrift da nicht. Wenigstens keine Urkunde, wie Sie das verstehen. Das ist eine private Aufschreibung, eine Bemerkung. Geradeso, wenn Sie zum Beispiel in Ihr Notizbuch hineinschreiben, der Pfarrer Soundso hat gestohlen. Da kann Sie doch kein Mensch zwingen, daß Sie es herausreichen.“

„Wenn i 's aber ander Leuten zoag?“

„Dann können Sie wegen Beleidigung verklagt werden. Das ist hier nicht möglich, weil der Schreiber jenes Zettels gestorben ist.“

„Herzoagt hat'n der jehige Pfarrer.“

„Ja, das hat er. Und ich würde es nicht getan haben. Aber verurteilt kann er deshalb nicht werden.“

„Ich siech scho, es gibt koa Recht für mi. Des helst's alle z'jamm.“

„Das müssen Sie nicht sagen.“

„Dös sag' i net alloa. Mir hat scho lang' oaner g'ratet, daß i nix toa soll, weil's do für nix is.“

„Sie wollten von mir einen Rat. Also darf ich Ihnen nichts sagen, was ich selbst nicht glaube.“

„Ja, ja, i woach scho. Gätt' da Bauer an Pfarrer beleidigt, nacha waar's leicht mit'n Klag'n.“

„Sehen Sie, Schuller — so heißen Sie? — reden Sie sich nicht in Zorn und Argwohn hinein. Ich will Sie nicht fortschicken, wie Sie gekommen sind. Wenn es Ihnen recht ist, schreibe ich dem Pfarrer; vielleicht kann man die Sache noch mit Güte beilegen. Das halte ich für das Beste.“

„Dös tean's net! Wal i koa Recht it finden ko, is trauri; koa G'nad mag i net. Und mit der Güte is bei mtr gar nix mehr.“

„Er ist doch Ihr Seelforger!“

„Na, dö's is er net. Diaba fall' i am Fleck um, als daß i no mal in d' Kirch' geh' oder daß i a Sakrament nimm von dem Ehrabschneider.“

„Verjündigen Sie sich nicht an unserem heiligen Glauben!“

„Heilig! Ja, der is heilig, der Glaub'n, der solchene Lehrer hat! San ma staad über dösl! Ich bin firti damit! Adjes!“

Und der Schuller ging.

Auf der Straße blieben die Leute stehen und schauten dem Manne nach, der so hastig ging und mit sich selber redete. Die Lüge blieb stehen.

Jedes Wort war erfunden; so schlecht, wie nur einer was erfinden kann. Alle mußten es wissen. Mit Händen war es zu greifen.

Und half ihm alles nichts.

Er mußte das Unrecht leiden, wie er sich auch dagegen wehrte. Er war machtlos, ganz machtlos.

Serrgottsfackermant!

Daheim fand er nichts, was ihm den Verdruß genommen hätte.

Seine Bäuerin hatte nur dumme Fragen, und die Ursula ging müde und schwerfällig im Hause herum.

Ihr Zustand regte ihm noch mehr den Zorn auf.

Da würde es nun über eine kurze Weile neuen Verdruß geben. Und seine Feinde konnten sich freuen, wenn ihm der Hierangel vor Gericht das Hausweien schlecht machte.

Das mußte ihm gerade jetzt geschehen. Das heimliche Lachen sehen müssen und nichts sagen dürfen. Vielleicht fragte ihn der Bezirksamtman, ob das auch bloß eine Verleumdung sei, das mit der Ursula. Und nahm es als Beweis, daß er recht gehabt habe. Daß einer nicht zum Bürgermeister taugt, wenn er im Haus nicht auf Ordnung sieht.

„Geh mir aus'n Weg, Du! Ich mag Di net seh'n!“

Das mußte die Ursula oft hören; und dann schlich sie sich in den Stall hinaus und heulte jämmerlich.

Die Mutter weinte mit.

Ihr Herz war schwer bedrückt, weil der Bauer ihr gesagt hatte, daß er seinen Fuß nicht mehr in die Kirche setze; sie solle ihn nie darum angehen, denn es helfe ihr nichts. Das schien ihr das Aergste von allem. Sie versuchte es mit Bitten. Wenn er schon in Erlbach nicht gehe, so könne er ja in Webling die Messe hören, daß ihn die Leute nicht für einen Heiden anschauen dürften. Wie wolle er denn in der Beichte bestehen, wenn er keinen Sonntag mehr Amt und Predigt besuche?

Das wäre ihm keine Sorge, sagte der Schuller, weil er nicht mehr beichte.

Aber wenn er die österliche Beichte versäume, sei er doch ausgestoßen aus der Kirche!

Das kümmere niemand wie ihn, und er frage blutwenig danach. Sie solle nach ihrem Gewissen leben, er rede ihr nichts ein. Aber in seine Sache solle sie sich nicht mischen, und er rede nicht mehr darüber.

Da wußte sie, daß alles vergeblich war; sie sammerte ihm nicht mehr vor, aber wenn sie allein in der Küche war, setzte sie sich neben den Herd und weinte in die Schürze hinein. Ihre kleine Welt war aus den Angeln gehoben. In der gab es neben der Arbeit nur die kirchlichen Feierlichkeiten. Sie hingen so zusammen mit allen Ereignissen, daß sie ihr notwendig schienen zum Leben. So war es doch immer gehalten worden, bei ihr daheim und in jedem rechtshaffenen Hause, daß die Eheleute miteinander zur Kirche gingen. Und fortan sollte sie allein den Weg machen; nie mehr würde ihr Bauer neben ihr sein, nicht an den gebotenen Feiertagen, nicht an den hohen Festen. Sein Platz im Kirchenstuhle mußte leer bleiben, und die Nachbarinnen sollten spöttisch auf sie hinüberschielen.

Das schien ihr, als wäre ihr alle Ehrbarkeit genommen. In der Schlafkammer lag unter einem Glassturze ihr Myrtenkranz. Einmal prangte sie mit ihm, als der Andreas Vöft vor dem Altare versprach, ihr christlicher Ehemann zu sein, bis der Tod sie scheide. Und wenn sie ihr zum zweiten Male den Kranz aufsetzte, dann war es an dem Tage, wo sie nach einem arbeitsamen Leben die Glieder streckte.

Aber lebte derweilen noch ihr Bauer, dann stand er nicht hinter dem Geistlichen, der sie einsegnete, dann ging er nicht beim Gottesdienste als erster zum Opfern und sprengte nicht Weihwasser auf ihr Grab, wenn er des Sonntags daran vorbei in die Kirche ging.

So konnte sie nicht mehr ruhig sein im Leben und nicht im Sterben. Ihr Hauswesen war fortan nicht mehr geachtet. Alle bösen Mäuler im Dorfe konnten es lästern, und die richtigen Leute mußten es meiden.

Zu Weihnachten ging es die Schullerin am härtesten an. Aus allen Häusern eilten die Leute in die Christmette; in der kleinsten Hütte flammte um die Mitternacht ein Licht auf und irrte hinter den Fenstern hin und her. Wenn es erlosch, öffnete sich die Türe, und verhüllte Gestalten traten heraus.

Auch die ganz Alten blieben nicht daheim; sie wateten mühsam durch den Schnee und schleppten sich hustend bis zur Kirche. Die Ursula war mit den Ehehalten vorangegangen; die Schullerin wartete noch und machte sich im Hause zu schaffen.

Sie versuchte es noch einmal, ihren Bauern umzustimmen.

„Heut' fo'st do gar it dahoam bleib'n, scho weg'n de Deanstbot'n it. Da is ja koa Respekt nimmer im Haus!“

„Geh, und laß ma mei Ruah! I mag den Menschen it sehg'n.“

„Du brauchst'n ja it s'shang'n; Du tuast as ja g'rad weg'n de Leut'.“

„Na, sag' i. I geh' net, und hal'st Du no lang red'it, nacha kimmst selm a' ipat.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

27)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Dicht unter dem Fenster Olenins schlüpfte er in den Hof und stellte sich unter das Fenster der Mietwohnung. Es war schon ganz dunkel. Marianta löste im bloßen Hemd ihren Kopf und wollte schlafen gehen.

Ich bin's, flüsterte der Kosak.

Mariantas Gesicht war ernst und gleichgültig, aber sie lebte plötzlich auf, als sie ihren Namen hörte. Sie hob das Fenster auf und streckte erschreckt und erfreut den Kopf heraus.

Was ist? — Was gibts? fragte sie.

Öffne doch! sagte Lulaskha, laß mich einen Augenblick hinein. Ich habe entsehlliche Sehnsucht nach Dir.

Er umfaßte durchs Fenster ihren Kopf und küßte sie.

Wahrhaftig; öffne doch!

Was sprichst Du für Unsinn? Ich hab's Dir einmal gesagt, ich laß mich nicht ein. Sag', bleibst Du lange hier?

Er antwortete nicht, küßte sie nur, und sie fragte nicht wieder.

Sieh, nicht einmal umarmen kan ich Dich durchs Fenster, wie sich's gehört, sagte Lulaskha.

Marinuschka, erlang die Stimme ihrer Mutter, wer ist dort?

Lulaskha nahm die Milche ab, damit sie ihn nicht verrate, und duckte sich unter dem Fenster.

Geh schneller! flüsterte Mariana.

Lulaskha war's, antwortete sie der Mutter; er hat nach dem Water gefragt.

So laß ihn doch hereinkommen.

Er ist schon fort, er sagte, er habe keine Zeit.

Wirklich war Lulaskha mit schnellen Schritten in gebückter Stellung an den Fenstern vorübergelaufen und zu Jamka gegangen. Niemand hatte ihn gesehen außer Olenin. Er trank mit Kasarka zwei Schalen Most, dann ritten sie aus dem Dorfe. Die Nacht war dunkel und still. Sie ritten schweigsam dahin. Nur den Tritt der Pferde hörte man. Lulaskha stimmte das Lied vom Kosaken Ringal an, aber schon nach dem ersten Verse verstummte er und wandte sich an Kasarka.

Sie hat mich doch nicht eingelassen, sagte er.

Oh, bemerkte Kasarka, — ich wußte es, daß sie Dich nicht einläßt. Jamka hat mir schon erzählt: der Junker geht jetzt bei Ihnen aus und ein. Onkel Jeroschka hat schon damit geprahlt, daß ihm der Junker eine Plinte für Marianta gegeben hat.

Er faszelt, der Teufel! rief Lulaskha zornig, so ein Mädchen ist sie nicht. Ich will's dem alten Teufel anstreichen. — Und er stimmte sein Lieblingslied an:

Aus dem Dorfe Jemajlowo,
Aus der Herrin Lieblingsgärtchen
Flog heraus ein lichter Falke;
Silig kam der junge Jäger,
Lockte auf die rechte Hand ihn,
Und der lichte Falke sagte:
„Konntest mich im goldnen Käfig,
Auf der rechten Hand nicht halten,
Darum flieg' ich in die Ferne

Zu den blauen Meereswellen,
Löte mir den weißen Schwan dort,
Um sein süßes Fleisch zu kosten.“

28,

Bei den Wirtsleuten war Verlobung. Lulaskha war in's Dorf gekommen, hatte aber Olenin nicht besucht. Und auch Olenin war nicht zur Verlobung gekommen, obgleich ihn der Fähnrich eingeladen hatte. Er war so traurig, wie er noch nie gewesen war, seitdem er im Dorfe wohnte. Er hatte gesehen, wie Lulaskha gegen Abend festlich geschmückt mit seiner Mutter zu den Wirtsleuten gekommen war, und ihn peinigte der Gedanke, warum Lulaskha so kühl gegen ihn sei. Olenin schloß sich in seiner Stube ein und begann sein Tagebuch zu schreiben.

„Ich habe über vieles nachgedacht in diesen letzten Tagen und habe mich sehr verändert — schrieb Olenin. — Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, die in der Bibel steht. Um glücklich zu sein, braucht man nur eins — man muß lieben, lieben mit Selbstverleugnung, alle und alles lieben, nach allen Seiten das Netz der Liebe ausspinnen und jeden einfangen, der einem in den Weg kommt. So habe ich Banjuscha, Onkel Jeroschka, Lulaskha und Mariana eingefangen.“

Gerade als Olenin die letzten Worte niederschrieb, trat Onkel Jeroschka ein.

Jeroschka war in der besten Laune. Als Olenin vor einigen Tagen gegen Abend zu ihm gekommen war, hatte er ihn auf dem Sofa getroffen vor einem ausgenommenen Eber, dem er mit glücklicher und stolzer Miene mit einem Messerchen geschickt das Fell abzog. Die Hunde, unter ihnen auch sein Liebling Bjam, lagen ringsumher, wedelten leicht mit den Schwänzen und schauten seiner Arbeit zu. Die Buben sahen ehrerbietig über den Zaun hinweg und neckten ihn nicht einmal, wie sie sonst taten. Die Weiber aus der Nachbarschaft, die ihm nicht gerade hold waren, grüßten ihn, die eine brachte ihm Most, die andere Rahm, eine dritte Mehl. Am anderen Morgen sah Jeroschka blutgefleckt in seinem Kämmerlein und verkaufte das frische Fleisch pfundweise. Der eine zahlte mit Geld, der andere mit Wein. Auf seinem Gesicht stand zu lesen: „Gott hat mir Glück gegeben, ich habe ein Wild erlegt, jetzt braucht ihr den Onkel.“ Natürlich ließ er sich auch den Wein schmecken und trank, ohne das Dorf zu verlassen, schon den vierten Tag. Außerdem hatte er bei der Verlobung getrunken.

Onkel Jeroschka kam aus der Bohnung der Wirtsleute zu Olenin viehisch betrunken mit rotem Gesicht, zersaustem Bart, aber mit einem neuen roten, mit Treppen besetzten Beschemel und einer Balalajka (russische Gitarre) aus buntem Holz, die er jenseits des Terek geholt hatte. Er hatte Olenin schon lange diesen Genuß versprochen und war gerade bei Laune. Als er sah, daß Olenin schrieb, wurde er betrübt.

Schreibe, schreibe nur, mein Freund, sagte er flüsternd, ihn ängstigte der Gedanke, es sähe zwischen ihm und dem Papier ein Geißt, den er aufscheuchen könnte, und er ließ sich ohne Geräusch ganz still auf den Boden nieder. Wenn Onkel Jeroschka betrunken war, war seine Lieblingsstellung, auf der Diele zu liegen. Olenin sah sich um, ließ Wein bringen und schrieb weiter. Jeroschka mochte nicht allein trinken, plaudern wollte er.

Ich bin bei den Wirtsleuten zur Verlobung gewesen, ach, Schweinebandel! . . . — Ich mag sie nicht! Ich bin lieber bei Dir. Woher hast Du die Balalajka? fragte Olenin und schrieb weiter.

Ich bin am andern Ufer gewesen, Freund, dort habe ich die Balalajka bekommen, sagte er noch immer leise. — Ich bin ein Meisterspieler: ein tatarisches, ein kosakisches, ein Herrenlied, ein Soldatenlied — was Du willst!

Olenin sah den Alten noch einmal an, lächelte und schrieb weiter.

Dies Lächeln ermutigte den Alten.

Nun, mach' Dir nichts drauß, lieber Freund, mach' Dir nichts drauß, sagte er plötzlich entschlossen. Haben sie Dich beleidigt — mach' Dir nichts drauß — spei' auf sie! Was schreibst Du denn da immerfort, wozu soll das taugen?

Und er ahmte Olenins Geberden nach, klopfte mit beiden Daumen auf den Fußboden und verzerrte seine dicke Frage zu einer Grimasse.

Was soll Dir das dumme Teufelszeug? Zehle lieber, das lobe ich mir!

Mit dem Schreiben verband er keinen andern Begriff, als den einer schädlichen Teufelskunst.

Olenin lachte. Jeroschka ebenfalls. Er sprang von dem Fußboden auf, um seine Kunst im Balalajkaspielen und im Gesange tatarischer Lieder zu zeigen.

Was soll das Schreiben, guter Freund? Höre Du lieber zu, was ich Dir vorsinge. Stirbst Du, dann ist's vorbei mit dem Liedern. Lustig, Bruder!

Zuerst sang er ein Lied, das er selbst gemacht hatte, ein Tanzlied:

A-di-bi-bi-bi-bi-bi,
Wo ich ihn gesehen?
Mit den Nadeln sah ich ihn
Auf dem Markte sehen.

Dann sang er ein Lied, das ihn sein früherer Feldwebel gelehrt hatte:

Montag, da verliebt' ich mich,
Dienstag litt ich bittre Qualen,
Mittwoch, da gestand ich's ihr,
Donnerstag harrt' ich der Antwort,
Freitag ward mir der Bescheid,
Daß ich keine Hoffnung hätte,
Samstag nahm ich fest mir vor
Mit dem Leben abzuschließen;
Aber um mein Seelenheil
Ueberlegt ich mir's am Sonntag.

Und dann:

A-di-bi-bi-bi-bi-bi,
Wo ich ihn gesehen?

Dann zwinkerte er mit den Augen, zuckte die Achseln und sang tangend:

An mein Herz will ich dich drücken
Und mit bunten Bändern schmücken
Sonnenscheinchen nenn' ich dich,
Du, mein Sonnenschein, sprich,
Sonnenscheinchen, liebst du mich?

Er wurde so ausgelassen, daß er munter im Zimmer umher-
sprang und sich mit jugendlichem Uebermut zum Tanze anschickte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Karikatur.

(Ihr Wesen, ihre historische Rolle, ihr inter-
nationaler Charakter.)

Natürlich hat die Karikatur zu allen Zeiten nicht nur Freunde und Bewunderer gehabt, sondern auch Verlästerer und Feinde. Und zwar aus den verschiedensten Ursachen. Nicht nur, daß es zahlreiche Menschen gibt, die für die Karikatur absolut keinen Sinn haben, so sind außerdem in den weitaus meisten Fällen die von einer Karikatur Angegriffenen, wenigstens momentan, deren Gegner und „können den Biß absolut nicht verstehen“, wie die stereotype Erwiderung der Betroffenen lautet. Aber neben den Verständnislosen und den gelegentlichen Gegnern gibt es auch noch prinzipielle Gegner dieser lachend strafenden Kunst. Diese finden sich zumeist in den Reihen der Philister und der reaktionären Parteien aller Klassen. Das liegt in der Natur der Sache, und darum ist diese Gegnerschaft ganz natürlich. Die Eigenschaften der Karikatur machen diese besonders wirkungsvoll in den Händen einer energischen, nach vorwärts drängenden Opposition. Je geringer die Konzessionen sind, die der Biß bestimmten Vorurteilen machen muß, je selbstherrlicher er sich entfalten darf, um so glänzender ist auch das Resultat und um so durchschlagender seine Wirkung. Diese Voraussetzungen finden sich aber nur, wo um die Ideale der Zukunft gerungen wird. Andererseits sind die Hauptmächte und Hauptbundesgenossen der Reaktion die festwurzelten alten Vorurteile und die überwundenen Begriffe, mit denen sie ihre historisch nicht mehr gerechtfertigten Anschauungen und Vorrechte süßen und verteidigen — die dankbarsten Objekte jeder tiefgreifenden Kritik. Kein Wunder also, daß im Entschleiern jedweder Reaktion die Karikatur immer noch ihre reichsten Vorbeeren eingeweihmt hat. Ebenso folgerichtig ist freilich aus denselben Gründen, daß von den reaktionären Parteien die Satire höchst selten zu einer schneidigen Waffe gemacht worden ist. Wo man je einmal in diesen Reihen zu ihr griff, erzeugte sich diese stets als stumpf und schwach, denn ihre Schöpfer mußten ja gerade auf alles das Rücksicht nehmen, woraus der satirischen Kritik ihre einzige Kraft floß. Sie durfte nicht respektlos sein, mußte Pietät üben, hier, da, dort, überall, sie mußte das Würmstichige schonen, wenn nicht gar ihm noch Achtung erweisen.

Der Hauptvorwurf dieser geschworenen Feinde gegenüber der Karikatur war stets: die Karikatur verallgemeinere, sie generalisiere. Dieser Vorwurf ist vom Standpunkt der Reaktion durchaus begreiflich. Daß der Mensch als Einzelner Laster und Fehler hat, will man gerne zugeben, aber ebenso energisch bestreitet man, daß die meisten Fehler und Laster gesellschaftlichen Ursprungs sind und darum bestimmte Laster von bestimmten Klassen nicht zu trennen sind.

Den Haupttrumpf, den die Reaktion jeder Art schließlich immer gegen die Karikatur ausspielte, war der: sie diskreditiere das eigene Land vor dem Auslande. Sie enthalte die Scham des eigenen Volkes auch vor Fremden, denn das in Unkenntnis lebende Ausland nehme die Uebertreibung stets für die Wirklichkeit und unterwerfe die Laster des Einzelnen der Gesamtheit des betreffenden Volkes. Mit dieser Trivialität hat die Reaktion stets und überall haufiert: in England und in Frankreich früher, in Deutschland noch heute. Aber sie wußte auch warum: weil dieser Vauernsängerkniff unfehlbar alle Dummen und alle Schwachen im Geiste düpierte. Es war deshalb stets das Sammelwort aller derer an der Erhaltung des Bestehenden Interessierten. Die Torheit dieser Anschauung ist durch die vorstehenden Darlegungen über die natürliche Internationalität jeder Satire größeren Stils bereits widerlegt. Hier mag nur noch folgendes ergänzend hinzugefügt sein: Wenn man diesen Einwand gelten lassen wollte, so wäre überhaupt alle geistige Produktion ohne Ausnahme auf den nationalen Hausgebrauch einzuschränken. Und vor allem jede große Kunst dürfte nicht über die engsten Landesgrenzen hinaus, denn je größer ihr Ewigkeitswert ist, je größer ist die Portion Satire, die in ihr steckt. Des Velasquez und des Goya Königsporträts sind durchweg gemalte Majestätsbeleidigungen, denn sie sind beide bei der Betonung des Wesentlichen bis an die Grenzen gegangen. Welche Infamie, daß zahlreiche dieser Gemälde ins Ausland wanderten und so die unsagbare Schmach aller Welt offenbar wurde, von welchen Trotteln das spanische Volk regiert wird! Und was für das Bild gilt, gilt noch mehr oder zum mindesten selbstverständlich auch für das Wort. Kein Zola'scher Roman, keine Maupassant'sche Novelle, kein Strindberg'sches Drama darf ins Deutsche oder sonst in eine fremde Sprache über-

tragen werden. Denn es gibt in der Tat Hunderte von Eseln in jedem Lande, die glauben: jede Französin sei eine Kana. Ja, man müßte sogar den Begriff national auf die allerengste politische Landesgrenze einengen. Der Sanzipfliche „Reigen“ dürfte zum Beispiel nicht nach Stuttgart und Berlin kommen, er bedt ja so brutal die Scham der Wienerin auf. Oder wo steht denn der nicht übersehbare Vermerk: „Jeder Leser wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß sich nicht jede Wienerin schon in den ersten fünf Minuten von irgend einem faden Kerl das Nieder aufknöpfen läßt.“ Welche unsagbare Geschäftsgeilheit all dieser Autoren, die durch die Uebersetzungs- und Verbreitungs-erlaubnis die Hand dazu bieten, daß so „die Scham des eigenen Volkes“ von Unberufenen entfällt wird!

Man muß alle Dinge erst „karisieren“ — ihre Logik bis zum Letzten treiben, — damit sie ihre höchste und letzte Wahrheit offenbaren. In diesem Falle entpuppt sich diese letzte Wahrheit als der denkbar größte Aberwitz. Der kolossalste Aberwitz wäre es, die Manifestationen des öffentlichen Geistes auf die Spannweite der Landesgrenzen einzuengen. Das war einst die Logik von Krähwinkel, denn einzig und allein darauf beruhte ja seine Existenz. Nur in Krähwinkel von anno dazumal fühlte sich auch der ansässige Mensch im letzten Grunde doch solidarisch mit der landesväterlichen Pöbelzunft, die ihn fusionierte, und mit der Korruption seiner Landsleute, die ihm den Elend in die Kehle trieb. Nur in Krähwinkel waren die persönlichen Interessen keine Klasseninteressen, und die großen Klasseninteressen keine allgemeinen Menschheitsfragen. —

Alles das findet in der Geschichte seinen ergänzenden Kommentar. Hatte man das Wesen und die Wirkung der Karikatur auch nicht wissenschaftlich begründet, so hatte man die in Frage kommenden Faktoren doch stets praktisch begriffen und kam darum überall nicht nur zu den richtigen, sondern auch zu den gleichen Konsequenzen. In allen Kulturländern ohne Ausnahme wurde zu Zeiten die Karikatur zu einem der wichtigsten Erziehungsmittel der Massen erhoben. Als am Ausgange des 17. Jahrhunderts beim englischen Bürgertum die allgemeine sittliche Reaktion auf die Zügellosigkeit der höfischen Restauration einsetzte, weil das englische Bürgertum sich bewußt wurde, daß die verrotten Massen erst zu Menschen erzogen werden mußten, wollten sie ihre Herrscherrechte erfolgreich und dauernd ausüben, da trat William Hogarth auf den Plan, und seine heute noch weltberühmten Karikaturen wurden das von der Zeit bevorzugteste und geschäftigste Erziehungsmittel. Dasselbe wiederholte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich, als dort das Bürgertum seine Herrschaft antrat, nur war es jetzt nicht mehr bloß ein Einzelner, sondern eine ganze Armee, die an diesem Werke arbeitete.

In gleichem Umfange wurde in allen Ländern die Karikatur zu einem der wichtigsten Agitations- und Kampfmittel der Parteien gemacht, und, wie gesagt, vor allem von den oppositionellen Parteien, die die „bestehende Ordnung“ bekämpften. Deutschland erlebte seine erste Hochflut von Karikaturen in den Reformationskämpfen. Mit unzähligen Karikaturen wurden Mönchs- und Papsttum bekämpft. Und nicht nur zu den beiden berühmtesten Karikaturen jener Zeit, dem „Papstsel“ und dem „Mönchsstab“ schrieben Luther und Melancthon die erläuternden Texte, sondern noch zu zahlreichen anderen „Schandbildern, in denen des Antichrists (gemeint war damit das Papsttum) Sünden wider Gott und die Menschen gar deutlich abgemalt waren, auf daß sie der Welt offenbar wurden.“ Als in der großen französischen Revolution das revolutionäre Paris mit dem Feudalismus und seinen adligen und kirchlichen Zuhältern die tausendfach verdiente Abrechnung hielt, da kam der satirische Karikatur fürwahr nicht die bescheidenste Rolle bei diesem weltgeschichtlichen Gericht zu. Als im Jahre 1848 endlich auch das deutsche Bürgertum zur Herrschaft drängte, da kam die Karikatur aus allen Enden und Ecken herbei, in jedem Städtchen und Flecken wunderterte ihre Produkte hundertfach von Hand zu Hand, und nirgends wurden die Forderungen der bürgerlichen Emanzipation energischer verfolgt.

Ebenso reich und somit ebenso unerschöpflich sind natürlich auch die Verfolgungen der Karikatur durch die Reaktion. Denn diese hat es niemals bloß bei einer platonischen Verdammung betenden lassen, sondern sie hat ihrer Wut über die Kühnheit der Satiriker stets durch Konfiskationen und schwere Strafen den handgreiflichsten Nachdruck verliehen. Aber gerade in solchen Zeiten erwies sich die Interessensolidarität des revolutionären Willens der Völker am letzten Ende doch immer als die stärkere Macht.

Zu allen Zeiten und ohne die geringste Unterbrechung hat zwischen den verschiedenen Ländern ein gegenseitiger Austausch der satirischen Ideen stattgefunden. Jedes Land entlehnte schlagfräftige Ideen von den anderen, und fast alle guten Karikaturen blieben nicht nur innerhalb der eigenen Landesgrenzen, sondern wurden zu gleicher Zeit in allen Ländern verbreitet. Man begnügte sich jedoch häufig nicht damit, sondern man kam dem ausländischen Interesse noch weiter entgegen. England und Frankreich, in denen der satirische Geist am frühesten seine höchste Entwicklung erlebt hatte, gaben früher jahraus, jahrein einen großen Teil ihrer besten Karikaturen gleich mit mehrsprachigem Text vertrieben heraus: englisch und französisch, französisch und deutsch, holländisch und französisch und so weiter. In dieser Weise stellte das Bürgertum in seinen draufgängerischen Jugendtagen „die Scham des eigenen Volkes“ systematisch vor aller Welt zur Schau! Und dieses Kun konzentrierte sich stets, je nach-

dem das eine oder das andere Land der Vorkämpfer der Freiheit war. In solchen Zeiten bewährte sich nicht nur die Interesselolidarität des revolutionären Geistes stets aufs glänzendste, sondern ebenso der internationale Charakter der Sprache, die die Karikatur redet. Am Ausgange des 18. Jahrhunderts erlebte das englische Bürgertum eine neue, starke Emanzipation, die in der Karikatur einen wahrhaft glänzenden Ausdruck fand. Was aber der satirische Geist gegen das persönliche Regiment des gekrönten Karren Georg III. zu sagen hatte, oder gegen die Sünden und Laster gewisser Kreise, das sollte nicht nur London hören, sondern die ganze zivilisierte Menschheit. Und sie hörte auch mit Interesse darauf — der revolutionäre Wille aller Völker fühlte sich stets solidarisch. Und vor allem in Deutschland lauschte man mit gespanntester Aufmerksamkeit. Vom Jahre 1790 etwa bis 1806 wanderten alle bedeutenden Karikaturen ununterbrochen nach Deutschland, wo jede obendrein in der extra zu diesem Zwecke gegründeten Zeitschrift „London und Paris“ neu publiziert und mit ausführlichen, seitenlangen Kommentaren versehen wurde — dem deutschen Bürgertum, das die englischen Verhältnisse nicht im einzelnen kannte, sollte doch keine einzige der höchsten Pointen entgehen! Ähnliches wiederholte sich vierzig Jahre später. Als in Frankreich im Vormärz die Grandville und Daumier der kleinbürgerlichen Gesellschaft ihre unsterblich gewordenen Züchtigung zuteil werden ließen, da wurden die meisten dieser satirischen Werke nach Deutschland exportiert, wo sie, mit deutschem Text versehen, durch deutsche Kommentare erweitert, in Leipzig ihre fröhliche Auferstehung feierten. Das sind nur zwei markante Beispiele. Wir könnten mit leichter Mühe noch ein Duzend andere anreihen, wo eine oder mehrere Nationen die Kostgängerin der anderen waren, oder wo mit Begeisterung von den Mächten eines Landes, die irgend auf einem Gebiete der menschlichen Emanzipation den Vorkampf führten, ihr Reichthum auch den anderen Nationen abgetreten wurde.

Und dabon hat nur ein Land immer eine Ausnahme gemacht: Krähwinkel. Dieses hat seine Tore niemals fremden Ideen geöffnet und es hat niemals eigene neue Ideen an die übrige Menschheit weitergegeben. Oder doch? Jawohl. Aber es hat diesen Verkehr gegen das Lebensgesetz von Krähwinkel sehr teuer bezahlen müssen. An dem Tage, da es der ersten neuen Idee gelungen war, die Stadtmauer zu übersteigen, da starb Krähwinkel und seitdem gibt es in der Welt kein Krähwinkel mehr.

Die Gartenstadt.

In England, wo die Ueberfüllung der Städte und die Entvölkerung des Landes sich stärker fühlbar macht als sonst irgendwo, ist zuerst der Gedanke entstanden, eine neue Art von städtischen Ansiedlungen auf billigem ländlichem Boden nach den besten Plänen und den Ergründungen des modernen Städtebaus zu schaffen. Ebenezer Howard war es, der vor zehn Jahren durch sein Buch „To Morrow“ (Morgen) die erste Anregung dazu gab. Er empfahl die planmäßig vorbereitete Gründung von Ansiedlungen, die die Vorzüge von Stadt und Land in sich vereinigen, im Innern gartenmäßig ausgestaltet sein, den Anforderungen der Hygiene entsprechen und wenig oder gar keine Steuern auferlegen sollten. Der gesamte, zum landwirtschaftlichen Wert billig angekaufte Boden müsse ausschließliches Eigentum der gründenden Gesellschaft bleiben und die zu erwartende Steigerung des Bodenwertes der Gesamtheit der Ansiedler zugute kommen. Daher werde die Erhebung von Kommunalsteuer überflüssig werden. Eine „Gartenstadtgesellschaft“ machte für die Ideen Howards in England Propaganda, und bald wurden auch einige praktische Versuche unternommen, so z. B. durch die Gründung der Gartenstadt Letchworth, die 50–60 Kilometer von London entfernt liegt und heute bereits 5000 Einwohner zählt.

In Anlehnung an das englische Vorbild wurde dann auch in Deutschland eine Gartenstadtgesellschaft gegründet, die ihre Aufgabe zunächst in der Werbetätigkeit für den Gedanken selbst und in seiner theoretischen Ausgestaltung sah. Vor kurzem ist man dann auch bei uns an praktische Gründungen herangetreten. Bei Karlsruhe plant man den Bau der Gartenvorstadt Durlach auf einem Gelände von circa 30 Hektar, und bei Dresden soll demnächst die Gartenstadt Hellaerau entstehen. Die Arbeiten für das letztgenannte Projekt sind am weitesten vorgeschritten, und eine kleine Schrift, die jüngst im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erschienen ist („Die Gartenstadt in Hellaerau. Ein Bericht von Wolf Dohrn“), gibt über Wesen und Ziel der Unternehmung ausführlichen Bericht.

Ein großes gewerbliches Unternehmen, die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, nahm die Vorbereitung des Planes in seine Hand. Das geeignete Terrain wurde nördlich von Dresden, eine Stunde von der Elbe und $3\frac{1}{2}$ Kilometer von der Stadtgrenze entfernt, gefunden. Mit den Besitzern wurden Verträge abgeschlossen, die dem Unternehmen auf eine bestimmte Frist das Vorlaufsrecht zum Preise von durchschnittlich 1,50 M. pro Quadratmeter einräumten. Dann übernahm die neugegründete Gesellschaft „Gartenstadt Hellaerau“ die Führung der weiteren Geschäfte. Für das ganze, 140 Hektar umfassende Gebiet wurde ein von Richard Niemer Schmidt in München entworfener Bebauungsplan aufgestellt. Die Straßen

sind nicht geradlinig, sondern meist gekrümmt. Dort, wo sich bei stärkerer Bebauung voraussichtlich der lebhafteste Verkehr entwickeln wird, ist in breitem Zuge eine baumbestandene Allee geplant, die ihren Lauf nach der Bewegung des hügeligen Geländes nimmt. Die auf sie zuführenden Straßen sind schmäler, aber doch breit genug für den normalen Verkehr, und noch enger alle jene Wege, die nur das Land in bequeme Besiedlungsgebiete aufteilen und den Verkehr zu den Häusern hin oder von Haus zu Haus vermitteln sollen. Also eine vernünftige Scheidung zwischen Verkehrs- und Wohnstraßen, die den neuesten Erfahrungen im Städtebau entspricht. Der Bebauungsplan teilt das Gelände nach seiner Struktur in ein Viertel für Kleinwohnungen, ein zweites für Landhäuser und ein drittes für die Werkstättenanlage der Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst. Ein viertes, ungefähr im Mittelpunkt des Ganzen gelegenes Stück bleibt der Allgemeinheit für besondere Zwecke, ein fünftes späteren Verwendungsmöglichkeiten vorbehalten. Gegenwärtig ist das Land zum Teil Ackerflur, zum Teil Wald, und es soll darauf geachtet werden, daß die Waldstücke als Anlagen erhalten bleiben.

Was nun den Bau der Häuser anbetrifft, so hat die Hellaerau-Gesellschaft eine Bau- und Kunstkommission eingesetzt, die jeden auf ihrem Gebiete zu errichtenden Bau genehmigen muß und der Theodor Fischer-Stuttgart, Richard Niemer Schmidt-München, Herm. Ruthefuss-Berlin und Otto Gußmann-Dresden angehören. Die Kommission hat, wie es in der Bauvorschrift heißt, dafür zu sorgen, daß „die Bebauung in einer durchaus künstlerischen Weise erfolgt und das Gelände im allgemeinen weniger ausgenutzt werde, als es das allgemeine Baugesetz zuläßt.“ Eine Probe dieser Baukunst konnte man auf der diesjährigen Münchener Ausstellung sehen: drei Kleinwohnungen, Einfamilienhäuser von Niemer Schmidt, deren monatliche Miete 20–30 M. betragen soll. Sie sind in ihrem Äußeren vollkommen einwandfrei, durchaus solide, schlicht und geschmackvoll, wahre Idealbilder von einfachen Bürgerwohnhäusern. Aber ihre innere Einrichtung dürfte selbst bescheidenen Ansprüchen kaum genügen. Die wenigen vorhandenen Räume sind eng und niedrig und die Fenster zu klein. Ob das Zusammenlegen von Küche und Wohnzimmer in einen einzigen Raum „den Lebensgewohnheiten der Bewohner entspricht“ — wie die Dohrn'sche Schrift behauptet — will ich nicht entscheiden. Jedenfalls sollten die Gründer einer Gartenstadt, die auf die Anforderungen der Hygiene Rücksicht nehmen will, solche Lebensgewohnheiten nicht unterstützen, sondern ihnen nach Kräften entgegenzuarbeiten suchen. Auch der Mangel eigener Badegelegenheiten, die als „unwirtschaftlich“ bezeichnet werden, läßt sich mit dem niedrigen Mietpreise nicht entschuldigen. Zu jedem dieser billigen Einfamilienhäuser gehört ein kleines ansichtshohes Gartengrundstück von 100 bis 200 Quadratmetern für Gemüse, Obst und Blumen. Der Verkehr mit dem eigenen Garten und der Natur soll nach der Meinung der sächsischen Gartenstadtgründer für die Enge und Dürftigkeit der Wohnräume entschädigen. Diesen Gesichtspunkt könnte auch jeder ostelbische Agrarier zugunsten seiner elenden Arbeiterhütten anführen, deren Bewohner ja auch genügenden Verkehr mit der freien Natur und dem eigenen Garten haben. In den kleinen und überfüllten Schlafräumen zum Beispiel, in denen die Inhaber der Einfamilienhäuser normalerweise den dritten Teil des Tages zubringen sollen, nützt diese frische Luft, die draußen um das Haus wehen mag, verdammt wenig. Zweifellos bereitet die rationelle Beschaffung der kleinen und billigen Wohnhäuser viel größere Schwierigkeiten als die Herstellung der luxuriösen Villen im vornehmen Viertel der Gartenstadt. Wenn die Gründer auf diesem Gebiete aber nichts Besseres zutage fördern können, als eine neue Auflage der bisherigen städtischen und ländlichen Wohnungsmisere, so sollten sie ihre Hände aus dem Spiel lassen. Die künstlerischen Gesichtspunkte sind eine schöne Sache, aber sie allein tun es wahrhaftig nicht.

Vor einigen Tagen hielt im hiesigen „Verein für deutsches Kunstgewerbe“ der Generalsekretär des „Deutschen Vereins für Wohnungsreform“, Dr. K. v. Mangoldt aus Dresden, einen Vortrag über die Ziele und Aussichten der Gartenstadtbewegung. Er nannte die Gartenstadt einen „neuen, sowohl sozial wie hygienisch und schönheitlich befriedigenden Stadthypus“ und meinte, das wichtigste sei, „daß die Gemeinde und der Staat die Gartenstadtgrundsätze annehmen, selber das Bauland und die Baustellen für die Erweiterung der Städte beschaffen und seine Preise auf Grundlage der Selbstkosten bestimmen“. Gewiß wäre das das Wichtigste, und daß Staat und Gemeinden dazu fähig und verpflichtet sind, wird niemand bestritten. Aber wo im deutschen Vaterlande ist die Gemeinde oder der Staat zu finden, die solche Pflichten auf sich nehmen wollten? Etwa im Königreich Preußen, wo sich der Fiskus selber als gierigster und vorurteilslosester Bodenpekulant betätigt?

Die Gartenstadt an sich ist zweifellos eine schöne und fruchtbare Idee. Aber um diese ideale Wohnungsreform zu ermöglichen, müßten erst andere kulturelle Reformen durchgeführt werden. Die Bewegung, die heute von sich reden macht, wird vielleicht das Resultat haben, daß einige wohlhabende Leute mit relativ geringen Kosten sich gesunde, behagliche und geschmackvolle Landhäuser beschaffen können. Für die Kreise aber, denen eine Wohnungsreform vor allem not tut, fällt dabei nichts ab. Für das Proletariat ist die moderne Gartenstadtbewegung im günstigsten Fall nichts weiter als eine der vielen sozialen Quacksalbereien, mit denen sich wohlmeinende bürgerliche Ideologen die Zeit vertreiben. J. S.